



#4genderstudies

## Vom Nutzen der Genderforschung:

### Das Beispiel der Englischen Literaturwissenschaft

Ingrid Hotz-Davies

Es gab einmal eine Literaturwissenschaft, in der man aus ca. 1300 Jahren Literaturgeschichte (gerechnet ab *Beowulf*) gerade mal eine Handvoll weibliche Autoren kannte: Jane Austen natürlich, zwei von drei Brontë-Schwestern, einen George Eliot, der gar kein George war, einen Frankenstein, von dem viele nicht wussten, dass der von einer Frau erschaffen wurde (von Mary Shelley nämlich), und dann noch Virginia Woolf ... und das war's mehr oder weniger. Andere, die man vielleicht kannte, etwa die viktorianischen Dichterinnen Christina Rossetti und Elizabeth Barrett Browning, waren einfach *minor literature* und nur für Spezialisten geeignet (für Barrett Brownings Mann Robert Browning traf das nicht zu).

Die Vorstellung, dass die Frau an sich zur Kunst unfähig sei (wo, oh wo ist ein weiblicher Shakespeare?) – eine Vorstellung, die sich übrigens bis heute hält –, war vor diesem Hintergrund nur zu augenfällig wahr. Was nun die Genderforschung in der Literaturwissenschaft geleistet hat und weiter leistet, ist dies: dieses Verständnis vom literarischen Kanon der (weißen) Männer nachhaltig zu verstören. In der Folge wurde der Kanon selbst in einer Weise dynamisiert, die völlig neu ist in unserem Verständnis davon, was Literatur und ihre Geschichte ist. Die Genderforschung der 1970er Jahre (damals noch: feministische Literaturwissenschaft) hatte also die Aufgabe, zunächst ihren Forschungsgegenstand völlig neu zu konzipieren, und das war (und ist weiterhin) eine sehr vielschichtige und auch vielseitige Angelegenheit.

1) Man musste zentrale Aspekte der (literarischen) Ethik und Ästhetik neu denken, etwa in der einflussreichen und in der Nachfolge sehr differenziert ausgearbeiteten und auch immer wieder revidierten Vorstellung vom ‚männlichen Blick‘, dem *male gaze*, der von der Filmwissenschaftlerin Laura Mulvey identifiziert (1975) und auch auf andere Künste wie die Literatur übertragen wurde.

2) Wer im weitesten Sinn schaut, spricht, sieht, zuordnet und wem er das antut, wurde also zu einer wichtigen Frage in der Auseinandersetzung mit den Texten des bisher fast ausschließlich von männlichen Autoren geschaffenen und von männlichen Wissenschaftlern definierten (und verteidigten!) Literaturkanons, der nun einer kritischen Neulektüre unterworfen wurde. Diese Diskussionen waren – und sind auch heute noch, denn letztlich sind sie nicht abschließbar – immer wieder schmerzhaft, weil sie die Position des unhinterfragten Beobachters und dessen, was er liebt, in Frage stellen.

3) Gleichzeitig mussten die Werke von Autorinnen der letzten Jahrhunderte wieder ‚gehoben‘ werden, das heißt die Genderforschung hatte nichts weniger zur Aufgabe als erstmalig in der Geschichte des Fachs die volle Orchestrierung der Stimmen, die zu einem gegebenen Zeitpunkt zu hören waren, zugänglich zu machen. Und das hieß – und heißt, denn auch dieser Prozess ist in keiner Weise abgeschlossen und vielleicht auch nie abschließbar –, die Werke dieser Frauen mussten ausfindig gemacht, aus Kellerverließten der Bibliotheken befreit und abgestaubt, neu gelesen (manchmal sogar: erstmals gelesen), analysiert, dargestellt, in die literarische Diskussion eingespeist und dort gehalten werden (denn ein literarischer Text bekommt seine Tiefe nur dadurch, dass er immer wieder neu gelesen wird). Am erstaunlichsten dabei ist vielleicht die Wiederentdeckung der Autorinnen der frühen Neuzeit und des 18. Jahrhunderts – der Zeit *vor* Austen also, von der viele gemeint hatten, dass es hier außerhalb der Dramen Shakespeares gar keine Frauen gab: Elizabeth Cary, Aemilia Lanyer, Mary Wroth, Margaret Cavendish, Aphra Behn, Elizabeth Inchbald, Fanny Burney, Elizabeth Edgeworth, Mary Wollstonecraft und viele, viele mehr verdanken wir der Arbeit dieser Genderforscherinnen und gelegentlich auch -forscher. Teilweise waren die Autorinnen bekannt und mussten einfach nur ernst genommen werden (etwa bei Wollstonecraft), aber teilweise musst man sie auch richtig wieder ausgraben und völlig neu lesen. Margaret Cavendish ist so zu ihrem Platz in einer Philosophiegeschichte des Materialismus und des Skeptizismus gekommen, wo doch viele ihrer Zeitgenossen dachten, sie sei ein wenig verrückt im Kopf, und Aphra Behn kann sich sehen lassen neben (und vor allem zeitlich *vor*) den männlichen Romanautoren des 18. Jahrhunderts (und bis dahin: alleinigen Erfinder der Gattung Roman).

Die Erarbeitung eines neuen Kanons (und einer neuen Art, mit ihm umzugehen) ist eine ungeheure, in ihren Ausmaßen geradezu Ehrfurcht gebietende Forschungsleistung, die diese Forscherinnen oft genug ohne hinreichende institutionelle Unterstützung und oft genug belächelt und angefeindet erbracht haben (Anfeindungen der Genderforschung sind keine Erfindung von heute). Das Resultat: eine völlig neue Welt, die auch die scheinbare Sicherheit von ‚Geschlecht‘ selbst ins Wanken bringen musste, weil die historische Tiefe, in der dieses Arbeiten am Geschlecht (und dann immer mehr auch an der Homosexualität) stattfindet, eine Reihe von Dingen sichtbar macht: am prominentesten sicher, dass ‚Geschlecht‘, ‚Sexualität‘ und ihre Normen historisch variabel sind, also eine grundlegende Historisierung von Gender. Hinzu kommt eine Neuverhandlung und Relativierung der Einschätzung männlicher Vorherrschaft in der Kultur (und des Beitrags von Männern jenseits dieser Vorherrschaft); der Beitrag der Frauen zur Literaturgeschichte und eine Neuperspektivierung der Leistungen männlicher und weiblicher Autoren; eine massive Anreicherung sowohl an Quantität als auch an Qualität und Komplexität von ‚Literatur‘. Als wäre man bis dahin taub gewesen und könnte erst jetzt das ganze Orchester hören.

Es gibt bestimmt noch wichtige Stimmen, die wir nicht hören und die die Melodie noch einmal grundlegend verändern werden, und unsere Auseinandersetzungen mit den Stimmen, die wir jetzt kennen, sind auch nicht zu Ende. Aber die Genderforschung hat dafür gesorgt, dass wir die ersten sind, die überhaupt in der Lage sind, dieses Orchester der Literatur nicht nur als Männerchor zu hören, sondern als unendlich verschlungenes Neben-, Gegen- und Miteinander von Stimmen, die ‚männlich‘ und ‚weiblich‘ zu nennen schon wieder eine

Einschränkung ihrer Möglichkeiten wäre. Die Genderforschung wurde dabei zum Vorbild für viele weitere Forschungsbemühungen, die sich die (Wieder-)Herstellung der vollen Klaviatur zur Aufgabe gemacht haben. Ein Beispiel wären Geschlechtlichkeiten jenseits der zwei-und-nur-zwei Geschlechter und deren heterosexueller Anordnung, aber auch andere lange ausgeschlossene und unterworfenen Autoren und Autorinnen, etwa jene, die aufgrund ihrer ‚Rasse‘, Ethnie, Religion etc. an den Rand gedrängt und nicht (mehr) zu hören waren.

Diese Errungenschaften mussten sehr hart erkämpft werden, denn die ‚Institution‘ – der Wissenschaftsbetrieb, die Universität, das Feuilleton, aber auch größere Teile der lesenden (und man muss vermuten oft genug auch der nicht lesenden) Öffentlichkeit – hat sich zumeist mit Händen und Füßen gegen diese Weitungen des Blicks gewehrt und sie tut es auch weiterhin. Das zeigt zum Beispiel der kürzlich eingetretene und gelegentlich mit einiger Häme berichtete Fall der Universität Lund (z.B. Thomas Steinfeld in der Süddeutschen Zeitung, 16.11.2017 und 23.11.2017). Dort besteht nämlich eine Quote (ja!), die dafür sorgen soll, dass die Lehre in den Geisteswissenschaften nicht auf einen Punkt zurückfällt, an dem man nur den Männerchor hören kann. Eine Regelung dort legt fest, dass in der Lehre das gesamte Spektrum der Kultur in den Blick genommen werden soll, dass also eine ausschließlich männliche Sicht der Welt nicht haltbar ist. Und das ist auch sinnvoll, und zwar nicht nur aus Gründen der Gerechtigkeit (die ja sowieso niemanden interessiert), sondern aus Gründen der adäquaten Näherung an eine realistische und vielschichtige Wahrnehmung der Welt. Nun wollte ein Professor ein Seminar anbieten zum Thema des konservativen Demokratieskeptizismus im 19. Jahrhundert, und zwar anhand einer Selektion von Einlassungen männlicher Kommentatoren der Zeit. Was die konservative Frau zu sagen hatte, stand nicht auf dem Plan.

In früheren Jahrhunderten war die rechtliche Lage der Frau die der Einverleibung in die Person des Ehemanns: Man konnte sich also denken, dass man, wenn man eine Meinung hören wollte, einfach den Mann fragen musste und für die Frau dann „dito“ sagen konnte. Das hat natürlich schon damals nicht funktioniert und wird auch weiterhin nicht funktionieren. Die Einbeziehung der Einstellung von anti-demokratischen Frauen des 19. Jahrhunderts (und die gibt es, und wahrscheinlich hätte der Dozent noch nicht einmal etwas dagegen gehabt, wenn ein paar von ihnen zu Wort gekommen wären) wäre also absolut sinnvoll und wünschenswert für diesen Kurs, und zwar nicht aus Gründen der Gerechtigkeit (siehe oben), sondern aus jenen der Wissenschaftlichkeit. Nun wurde die für die ‚Quote‘ zuständige Kommission angerufen, die sich dann entschloss, dem Seminar die Pflichtlektüre eines Werks der Philosophin Judith Butler aufzunötigen, damit eine Genderperspektive vertreten sei. Das ergibt nun tatsächlich keinen Sinn, nicht weil Butler grundsätzlich nicht zu brauchen wäre, sondern weil sie dieses Thema gar nicht behandelt.

Es wäre aber die Aufgabe der Kommission gewesen, einen sinnvollen Vorschlag zu machen, eine Aufgabe, der sie offensichtlich nicht gewachsen war oder sein wollte (man kann sich schon fragen, ob man da eine verhasste ‚Frauenquote‘ absichtlich hat an die Wand fahren lassen). Auf jeden Fall aber: Was dort passiert ist, ist nicht der Wahnsinn des ‚Genderismus‘, der sich vermeintlich überall breitmacht, sondern sehr im Gegenteil der Wahnsinn einer weiterhin gender-naiven wissenschaftlichen Forschung und Lehre. Was man braucht, ist nicht das Ende des ‚Genderwahns‘, sondern genau das Gegenteil: eine viel bessere Grundierung in

der wissenschaftlichen Genderforschung zum jeweiligen Thema. Der Universität Lund jedenfalls und dem Seminar zum Thema Antidemokratismus hätte damit geholfen werden können. Und Frau Butler auch, schon damit sie nicht an Stellen den Kopf hinhalten muss, an denen sie gar nicht gemeint sein kann.

In einer lockeren Paraphrase aus dem Johannesevangelium 18:38 hat Francis Bacon einmal gewitzelt: „Was ist schon Wahrheit? sagt Pilatus im Scherz, aber die Antwort will er nicht abwarten“. Für jene, die Fragen haben und Geduld für eine Antwort, hier noch ein Lektürehinweis zur Einführung, Anregung und Inspiration: Ina Schabert, *Englische Literaturgeschichte: Eine neue Darstellung aus Sicht der Geschlechterforschung*, 2 Bände (Stuttgart: Kröner Verlag, 1997 und 2006).